

Nr. 89. Bydgoszcz/ Bromberg, 20. April 1938

Die Rose von Amsterdam

Roman von Paul Hain

(12. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

XIII. Kapitel.

Tapfer hatten sich Rembrandt und Saskia durchgearbeitet durch den Sturm. Eine Herberge, anderthalb Wegstunden von der Stadt entfernt, bot ihnen im letzten Augenblick, da der Himmel seine Schleusen immer von neuem öffnete, endlich den ersehnten Unterschlupf.

Saskia war am Rande ihrer Kräfte.

Erschöpft sank sie auf die Bank neben dem Kamin. Der Wirt, ein alter ehemaliger, niederländischer Seebär, der viele Meere befahren hatte, schielte neugierig seine vom Sturm wahrhaft hereingewehten Mitternachtsgäste an.

Er hatte, wie es seine Art war, allein bei dem Unwetter durchgezecht. Die steifen Grogs konnte niemand besser brauen als er. Eine Eheliebste hatte er nicht, was sollte er also in solcher aufgewühlten Nacht allein in der Bettstatt! Gerade in solchen Nächten, das wußte er, mußte man an seiner einsamen Landstraßenschenke überhaupt munter und auf der Hut sein.

Den Rembrandt kannte er.

Der war des öfteren in seiner Schenke gewesen. Aber die Jungfrau? Zart wie ein Püppchen! Wie kamen die beiden um diese Zeit hierher? Es war schon eine sonderbare Geschichte!

Aber Oll Klöhn war nicht der Mann, in anderer Leute Geheimnisse herumzustöbern, mochte jeder mit sich allein zurechtkommen. So machte er denn das gewünschte heiße Getränk bereit und legte ein paar Scheite im Kamin an, damit die Jungfer ihre nassen Sachen am Kamin trocknen konnte.

„Man kann doch bis zum Morgen bleiben, Klöhn?" fragte Rembrandt.

„Natürlich. Kann ich meine Gäste bei solchem Hundewetter rausjagen? Wundert mich, daß der Sturm nicht schon ein paar Galgenvögel hereingeweht hat. Ich bin doch hier die Allerweltsschenke — haha!"

Er zwinkerte Rembrandt vertraulich zu.

„Ihr kommt von draußen?" fragte er und meinte damit, daß sie von auswärts kämen, um nach Amsterdam zu gelangen.

„Von drinnen", antwortete Rembrandt.

Oll Klöhn pfiff durch die Zähne. Er verstand: die beiden kamen also aus der Stadt! Verflixter Kerl, der Rembrandt! Das Jüngferlein hockte wie ein frierendes Vögelchen am Kamin. Bekam aber schon wieder langsam Farbe in die blassen Wangen. Vor einem halben Jahr hatte Rembrandt hier draußen gemalt — das war im Winter gewesen — und er hatte mit Oll Klöhn an den langen Abenden so mancher Flasche den Hals gebrochen.

Nun wärmte er sich die Hände am warmen Glas.

„Die Stunden werden vergehen, Saskia."

„Mir ist schon besser, Liebster. Nur Angst hab' ich, so schlimme Angst, Harmensz."

„Haha! Wovor! Bei dem Wetter sucht uns bestimmt niemand. Da jagt man nicht einmal seinen Hund auf die Gasse. Sei ohne Sorge. Dieses Wetter war unser guter Freund. Und morgen in der Frühe geht's weiter. Oll Klöhn aber ist stumm wie das Grab — der verrät bestimmt nicht, daß wir hier waren."

So sprach er tröstlich auf Saskia ein und wohlig lehnte sie sich an ihn. Nur zu gern wollte sie glauben, daß keine Gefahr im Anzuge sein konnte.

Die Zeit verging. Saskia hatte die Augen geschlossen, eine sanfte Müdigkeit hatte sie ergriffen. Oll Klöhn trank gemächlich ein Glas nach dem andern. Draußen floß der Regen nun in gelockerter Gleichmütigkeit hernieder. Der ärgste Sturm war vorüber.

Auch Rembrandt begann müde zu werden. Er lehnte den Kopf gegen die Wand.

Durch seine Seele irrte ein Traum, bunt und schillernd. Das war nicht mehr die armselige Schenke, in der er saß — das war ein prächtiger, weiter Saal mit hohen Marmorwänden und goldumrahmten Spiegeln, und in dem Saal standen vornehme Damen und Herren in feierlichen Gruppen und blickten ehrfürchtig nach dem schimmernden Thronsessel. War es der Fürst von Oranien, der dort saß? Oder gar der spanische Kaiser? Golden funkelte die Krone auf seinem Haupte, hohe Würdenträger standen ergeben um ihn herum. Schöne Frauen saßen im Halbkreis, die brillantenflimmernden Fächer in den zarten Händen. Fürstinnen und Herzoginnen mit ihren Hofdamen.

Da war es plötzlich ganz still in dem weiten Raum.

Der Zeremonienmeister, ein kleiner, dicker, buntaufgeputzter Herr, der wahrhaftig der kleine Niklas Wozzek war, stieß seinen Stab gewichtig gegen die Erde. Die große Tür wurde von Lakaien aufgerissen — die ganze Wand schien sich weit und wunderbar zu öffnen — die Menge reckte die Hälse und verneigte sich, die Damen sanken in ihren knisternden Seidenroben zusammen — durch die Tür aber schritt hoch und stolz — erselber — Harmensz Rembrandt, der Maler! In vornehmem Gewand, das Barett in der Hand, lächelnd und wie ein Sieger.

Die Stufen zum Thronsessel stieg er empor — der Fürst streckte ihm gnädig die Hand entgegen — zog ihn leicht an sich — die Damen klatschten beifällig in die Hände. Einer der vornehmen Herren trat vor, ein Samtkissen in der Hand, darauf eine goldene Kette lag. Der Fürst nahm sie und hing sie Rembrandt um den Hals. „Dem großen Künstler von seinem fürstlichen Freunde —!"

Er beugte das Knie. Ein Rauschen und Brausen war ringsum. Wie bunte, flimmernde Schleier wellte es durch die Luft. Eine Frauengestalt löste sich daraus, leicht und schwebend, neigte sich zu dem Knieenden und küßte ihn auf die Stirn. „Durch viele Schmerzen zur Unsterblichkeit, Rembrandt. Trage dein Los mit Stolz. —"

War es die geheimnisvolle Ahnung vieler kommender Jahre, die durch seine träumende Seele zog in dieser nächtlichen Stunde in der Straßenschenke?

Noch immer hörte er Rauschen und jubelnde Schreie.

Da öffnete er die Augen. Oll Klöhns Hand lag auf seiner Schulter.

„Es hat geklopft, Rembrandt", sagte er.

Der fuhr sich verstört über die Stirn. Es rauschte noch aber es war der Regen vor den Fenstern. Und die Schreie waren Stimmen vor dem Haus, seltsam laut und rauh. Jetzt gerade hieb wieder jemand von draußen gegen die Tür. Es klang wie Hammerschlag auf Eisen. Rembrandt war mit einemmal sehr wach. Der Traum war zerstoben.

Oll Klöhn trank bedächtig sein Glas aus. Er war solche Dinge gewöhnt.

Eine harte, befehlsgewohnte Stimme tönte:

„Zum Teufel — wird's bald?"

„Oho, nur gelinde", brummte Klöhn und schlurfte zur verschlossenen Tür. „Wer ist denn draußen? Hier ist mein Haus, mit Verlaub. Da klopft man manierlich an, he?"

„Aufgemacht! Reiter aus Amsterdam!"

„Soso, Reiter aus Amsterdam! Also Soldatenvolk! Hätte ich mir denken können! Andere Menschen haben ja auch mehr Lebensart!"

Er schob den Riegel zurück, ehe Rembrandt er hindern konnte.

Saskia war ebenfalls mit einem Schlage aufgewacht.

„Was ist denn?" stieß sie erschrocken hervor.

Da drängten schon Amsterdamer Stadtsoldaten herein. Voran der Hauptmann Cooq. Auch er war von Rembrandt auf dem Bild der Gilde verewigt worden — beide kannten einander gut. Ein wackerer Soldat und ein grundehrlicher Kerl!

Mit einem Blick hatte er das Paar auf der Bank neben dem Ofen bemerkt. Zwei Soldaten wollten sofort hinzustürzen, aber Cooq hielt sie energisch zurück.

„Also hier", sagte er.

Zwei Augenpaare starrten ihn entsetzt an.

Er zog den Hut und verneigte sich ritterlich vor Saskia.

„Jungfer van Uylenburgh, Ihr habt Euch ein ungewohntes Quartier ausgesucht, das muß ich sagen."

Rembrandt erhob sich schwerfällig. Er erriet im Augenblick: Die dort hatte nicht der Zufall hierher geführt!

„Meister Maler, eine dumme Affäre, zum Teufel! Die Suppe wird nicht gut schmecken, die Ihr Euch da eingebrockt habt. Ein allzu kühner Handstreich! Entführung einer Minderjährigen —"

Saskia rief, flammendrot im Gesicht, blitzend die Augen:

„Nein! Ihr irrt! Ich bin freiwillig mitgegangen! Hört Ihr? Und ich werde auch weiterhin mit ihm mitgehen! Wer wollte mir das verwehren?"

Der Hauptmann hob die Hand und sah sie mitleidig an.

„Der Herr van Uylenburgh, Jungfer, Euer Vater!"

„Ich werde nie und nimmer —"

Sie brach vor Cooqs starrem Blick verstört ab. Ihr Mund blieb wie erstarrt offen.

„Ihr werdet nach Amsterdam zurückkehren, ja."

„Nein!"

Verzweiflung schrie aus ihr.

„Euer Vater selber hat es befohlen, Jungfer. Darum bin ich hier."

„Mein — Vater —?"

Ihre Augen weiteten sich, ein Zittern lief wie ein Krampf durch ihre Glieder. Entsetzen malte sich in ihren Zügen.

„Er will mich in's Spinnhaus bringen!" schrie sie wie von Sinnen. „Mein Vater will mich —"

Ihre Stimme überschlug sich. Irr griff sie mit beiden Händen in die Luft.

„Harmensz, Harmensz", wimmerte sie.

Ein Grauen flog durch den düsteren Raum. Scheu standen die Soldaten an der Tür. Oll Klöhn zupfte wild an seinem Bart. Der Hauptmann sagte sanfter, als es sonst seine Art war:

„Ihr irrt Euch, Jungfer. Ich soll Euch zu ihm in die Kalverstraat bringen. Nichts weiter. Ihr seid dort gewiß besser aufgehoben als in dieser Schenke."

Klöhn knurrte bissig:

„Es ist hier noch keiner totgeschlagen worden, Hauptmann."

Saskia schien nicht recht gehört zu haben. Ihr Gesicht war totenblaß, unnatürlich groß und hell flackerten darin die Augen, als säße der Wahnsinn in ihnen.

Sie schlang die Arme fester um Rembrandt und wimmerte.

„Halte mich fest — laß mich nicht los! Nicht zurück in die Stadt! Laß es nicht zu, Harmensz!"

Er hielt sie fest, aber er wußte: Es war vorbei! Hier gab es kein Entrinnen. Die da waren zu sehr in der Überzahl. Es gab nichts anderes als zu gehorchen. Die Flucht war zu Ende. Das Unwetter war ihr Feind gewesen, aber nicht ihr Freund. Gott hatte sie nicht geschützt.

Stolz blickte er den Hauptmann an.

„Und Ihr, Rembrandt, werdet zunächst in den Schuldturm kommen. Es ist von Rechtens wegen Anzeige gegen Euch erstattet worden. Ihr werdet es wohl wissen."

Rembrandt biß die Zähne in die Lippen.

Er schwieg. Schufte — dachte er nur.

„Ob man Euch von dort in's Gefängnis bringen wird wegen dieses Vorfalls, steht dahin. Es wird auf den Bürgermeister ten Zerkaulen ankommen oder auf den ehrenwerten Rat der Stadt. Nehmt es nicht zu leicht."

Ernst blickte er den Maler an.

Im tiefsten Herzensgrund tat er ihm unendlich leid. Wer wollte hier Richter sein? Was mußte alles vorangegangen sein, bevor eine Saskia van Uylenburg sich zu einem solchen tollen und leichtfertigen Schritt hatte entschließen können! Jugend, überschäumende, tolle Jugend!

„Also in den Schuldturm", murmelte Rembrandt, und flüchtig huschte die Erinnerung an den allzu schönen Traum vorhin durch seinen Kopf. Was für ein schlimmes Erwachen!

Er schauderte zusammen.

Er blickte auf Saskia, die mit geschlossenen Augen an seiner Schulter lehnte.

„Ich hatte mir alles anders gedacht", flüsterte er fremd und verhalten und schien die Umgebung in diesen Augenblicken vergessen zu haben.

Die andern wandten sich ab.

Mochten die beiden voneinander Abschied nehmen. Es war kein angenehmer Auftrag, die Aushebung der beiden, dachte der Hauptmann Cooq.

„Klöhn, gebt mir und meinen Leuten noch schnell was zu trinken. Der Regen hat uns durchgepeitscht durch's Lederkoller. Eine verteufelte Nacht, meiner Seel! Daß der Sommer solche Launen haben kann!

„Je nun, je nun, das sind so Launen der Natur", knurrte Oll Klöhn und dachte bissig: daß dich der Teufel hole mitsamt deinen Reitern!

Er hätte was darum gegeben, hätte er vorhin die Tür nicht aufgemacht. Doch wie hatte er ahnen können, daß sie hinter dem Rembrandt her waren. Schade, ewig schade!

Aber das war nun nicht mehr zu ändern.

Er stellte den Reitern ihre Humpen hin. Die tranken mit Behagen. Nach dem tollen Nachtritt hatten sie einen ehrlichen Durst gekriegt.

Eintönig klapperte ein dünner Regen gegen die Fenster.

Nach einer Weile mahnte Cooq:

„Wir haben nicht viel Zeit, Leute. Trinkt aus. Eh' wir nach Amsterdam zurückkommen, ist's bald wieder Morgen."

In diesem Augenblick fuhren alle mit den Köpfen herum nach der Ecke.

Ein Aufschrei wie das Gebrüll eines wilden Tieres.

Rembrandt warf sich über Saskia, die ohnmächtig zusammengebrochen war. Totenblaß, mit seltsam verglasten Augen, war sie quer über den Tisch gesunken.

„Saskia!"

Man drängte herzu.

Rembrandt ballte die Fäuste gegen den Hauptmann.

„Das ist Euer Werk, Mijnheer! Das Werk der ehrenwerten Ratsherren von Amsterdam! Daß Euch der Teufel hole, alle zusammen!"

Er stöhnte hart auf.

Soldaten sprangen hinzu. Den ersten schleuderte er mit einer mächtigen Handbewegung zur Seite. Ein zweiter und dritter stürzten mit gezogenem Degen vor. Da aber warf sich der Hauptmann dazwischen und schrie:

„Laßt ihn! Zurück! Er folgt schon allein!"

Rembrandt ließ die Fäuste sinken.

„Ja — ja —", murmelte er.

(Fortsetzung folgt.)

Rund um das Osterei.

Von Wilhelm Ackermann.

Einer der überzeugendsten Beweise für die Abstammung des Menschengeschlechts aus einer gemeinsamen Wurzel bilden die Mythen, sagenhaften Überlieferungen und Vorstellungen, die sich, wenn auch in leicht abgeänderter Form, in gleicher Weise bei den grundverschiedensten Völkern und Rassen finden. Dahin gehört die Tatsache, daß so von einander abweichenden Mitgliedern der großen Menschenfamilie wie den Phönizern, Slawen, Japanern und Polynesiern die Vorstellung vom Ei als dem Symbol der Schöpfung gemeinsam ist. Und nicht nur diesen. Bei den Hindus wird aus einem goldglänzenden Ei Brahma geboren; nach den Veden kommt der erste Mensch Prapajati aus einem Ei. Ebenso bei den Griechen Eros, der die Menschenpaare zusammenführende Gott. Das Heldengedicht der Finnen berichtet, daß aus den Eiern des auf Ilmatars Knien nistenden Vogels das Weltall entstand. Die alten Ägypter, Phönizier und die Ureinwohner Perus stellten sich die Schöpfungsgeschichte in ähnlicher Weise vor. Die Überlieferungen zahlreicher Völker verlegen den Sitz der Seele in ein Ei. Eine alte Legende der Hindus läßt die drei Hauptkasten aus drei vom Himmel gefallenen Eiern entstehen, und die Reihe der Beispiele ließe sich noch leicht vermehren. Es kann daher nicht wunder nehmen, daß auch viele Volksbräuche sich um das Ei gebildet haben, von denen bei uns die Sitte des Schenkens und Verzehrens der Ostereier am verbreitetsten geworden ist.

Diese Bräuche entsprechen vornehmlich dem Gedanken, die Fruchtbarkeit zu fördern, sei es in der Tier- oder der Pflanzenwelt. Manche Hochzeitsbräuche weisen noch auf die ursprüngliche Bedeutung hin, wenn sie in anderen auch nicht mehr erkennbar zutage tritt. In den Alpenländern setzt man am Hochzeitstage der jungen Frau wohl ein Ei vor, das sie verzehren muß. Im Erzgebirge werden der Braut kurz vor dem Gang zur Kirche ein Ei und eine Kornähre zugesteckt, damit sich das Paar eines reichen Kindersegens erfreuen möge. In Persien zerbricht man Eier vor den Hufen der Pferde, die die Brautwagen ziehen. Dort sind diese nützlichen Produkte des Huhns auch als Neujahrsgeschenke üblich. Vielfach schreibt man ihnen die Fähigkeit zu, Gesundheit und Lebenskraft zu verleihen, traut ihnen diese Kraft sogar noch über das Grab hinaus zu denn oft werden sie den Verstorbenen mit in den Sarg gegeben. Getzige Hinterbliebene mogelten dabei auch wohl ein wenig. Ein solcher Schwindel kam vor einigen Jahrzehnten in der Nähe von Worms ans Tageslicht, wo man bei der Öffnung eines uralten Grabes außer dem Skelett ein steinernes, gefärbtes Ei fand. Das Grab war, wie eine gleichfalls darin liegende Münze dartat, über zwei Jahrtausende alt.

Der Glaube an die Lebenskraft verleihende Fähigkeit des Eis tritt auch in der indischen Sitte zutage, einen Schwerkranken Eier essen zu lassen; man hofft dadurch seine Seele noch an den Körper fesseln zu können. Am meisten traute man dabei den im Frühjahr gelegten zu, also den aus einer Jahreszeit stammenden, wo die Natur erwacht und alles neu zu leben und zu wachsen beginnt. Und aus diesem altindischen Volksglauben stammt zweifellos auch unser Osterei, wenngleich es seinen Namen vielleicht erst später von der altdeutschen Frühlingsgöttin Ostara, der es geweiht war, erhalten hat.

Man färbte ursprünglich die der Göttin zu opfernden Eier mit der Farbe der Sonne, mithin gelb; auch Donar, der Gott der Fruchtbarkeit, erhielt Opfergaben an Eiern, die jedoch rot gefärbt zu sein pflegten. Aus dem Umstand, daß der Ostara auch der Hase geweiht war, der von jeher als ungemein fruchtbares Tier galt, hat sich dann die Vorstellung des Osterhasen entwickelt, der die Ostereier legt. Die mit der Naturgeschichte einigermaßen in Widerspruch stehende Tatsache, daß ein Nagetier mit den Vögeln in Wettbewerb tritt, erklärt sich daraus, daß Ostaras Hase ursprünglich ein Vogel war, von der Göttin jedoch in einen Hasen verwandelt wurde, der dann die Fähigkeit des Eierlegens beibehielt.

Die Ostereier wurden früher nicht nur geopfert, sondern auch gegessen oder in den Äckern bzw. unter Obstbäumen vergraben, um Kindersegen oder eine reiche Ernte zu erzielen. Um die Wirkung um so sicherer zu erreichen, versah man sie wohl mit Abbildungen von Kornähren, Früchten usw.. Auch der Dorfhirt, der im Frühjahr zum ersten Male seine Herde austreibt, muß nach einem früher weit verbreiteten Volksglauben zuvor Eier essen oder die Tiere über solche hinwegschreiten lassen, dann gibt es viele Lämmer und Kälber. In anderen Gegenden unseres Vaterlandes legte man ein Ei bei der Frühlingsbestellung in die erste Furche und ließ den Pflug darüber hinweggehen. Heute ist man prosaischer und ißt die Eier vielfach bei der Feldarbeit, ohne sich der alten Sitten auch nur noch entfernt zu erinnern.

Überzeugt, daß man im Volke von den alten Sitten nicht so leicht lassen werde, ließ die christliche Kirche diese Gaben bereits im vierten Jahrhundert in den Gotteshäusern segnen. Gleichzeitig versah man sie mit christlichen Sinnbildern — Lamm, Fisch, Kreuz, Palmenzweig oder Engeln. Im 12. Jahrhundert herrschte vielfach der Brauch, in der Kirche das Grab Christi nachzubilden und Eier hineinzulegen, als Symbol der Auferstehung.

Das ist ein köstlich Ding, nach Sonne gehn . . .

Osterskizze von Joh. Martha Müller.

Aus seinem kleinen, sauberen Dorfschulhaus tritt Kantor Herbrink hinaus in den Garten, über dem noch die herbe Frische des Frühmorgens liegt. Langsamen, müden Schritts geht der alte Lehrer bis an den Zaun, wie einer, dessen Gemüt bedrückt ist. Gleichgültig schweift sein Blick über die erdbraunen Äcker und grünenden Saatfelder bis hinüber zu den fernen, noch dunstverschleierten Hügelketten.

„Es lohnt nicht mehr, das Leben", murmelt er vor sich hin, während der kummervolle Ausdruck in seinem braunen, etwas derben Gesicht sich vertieft.

Was ist er noch? Ein dürrer Baum, dessen Zweige abgestorben sind, ein Einsamer, der keine Lebenshoffnung mehr hegt. Vor Jahren fiel ihm der Sohn im Krieg und sein Weib starb vor Gram um den Verlust des einzigen Kindes. Als Trost blieb ihm seine Arbeit, seine geliebte Arbeit an der frischen, köstlichen Jugend. In ihr hatte er Ruhe und Frieden nach schweren Schicksalsschlägen wiedergefunden.

Und nun? Nun wollte man ihm auch das Letzte noch nehmen, seine Arbeit, hatte ihn, der noch so rüstig und schaffensfreudig war, weggeschickt. Er war überflüssig, er wurde nicht mehr gebraucht. Das tat wehe.

Auch sein Häuschen mußte er nun bald verlassen, den Garten mit den Bäumen, die er in langen Jahren gepflanzt, gehegt und gepflegt hatte.

Ein Jüngerer wird kommen und von allem Besitz ergreifen, was ihm lieb und heilig ist.

Heute ist Ostermorgen, überall drängt neues Leben in der Natur sich ans Licht und bald werden auch die Glocken feierlich die Botschaft vom Auferstehen verkünden. Ein Seufzer entringt sich der Brust des bekümmerten alten Mannes. Für ihn hat auch der Ostermorgen keine Hoffnung und Verheißung mehr. Dunkel, traurig und nutzlos würde der Rest seines Lebens dahingehen.

Während er noch in trübem Sinnen verharrt, ist die Sonne durch den Morgennebel gebrochen und wie in Licht getaucht steht er plötzlich da, geblendet von der goldenen Fülle. Da gedenkt er des Dichterworts:

„Das ist ein köstlich Ding: Nach Sonne gehn,
Und dann, eh' man's geglaubt, in Sonne stehn."

Lange, schon lange war er nicht mehr der Sonne nachgegangen, hatte sie nicht gesucht und war in dem Dunkel seiner traurigen Gedanken haften geblieben. Sollte er nicht auch einmal wieder versuchen, nach Sonne zu gehen? Vielleicht, vielleicht doch, daß er sie finden würde, ehe er es geglaubt! Und wäre es auch nur ein kleiner, blitzblanker Sonnenstrahl, der ihm das schwere, düstere Herz erhellen würde!

Ein Geräusch an der Gartenpforte läßt ihn aufschrecken. Zaghaft schiebt sich ein kleiner, blonder Knabe durch die knarrende Tür, in den Händchen einen Strauß Schneeglöckchen haltend. Einen verlegenen Ausdruck in dem runden Gesichtchen, geht er zögernd auf den alten Mann zu und bietet ihm wortlos den zarten Frühlingsgruß dar.

Der Alte ist wundersam bewegt.

Es ist nicht allein die Liebe des Kindes mit seiner duftigen Gabe, die ihn rührt, ein Gedanke ist in ihm aufgestiegen, der ihn befreit, der es hell in ihm macht, als wenn ihm wirklich ein Sonnenstrahl ins Herz gefallen wäre. Die Kleinen! Die blieben ihm ja noch!

Durfte er auch die Grösseren nicht mehr lehren und leiten, den Kleinen ein väterlicher Freund zu sein, würde ihm niemand wehren!

Man nahm ihm die Arbeit, die ihm Lebensbedingung war, nun wohl, so mußte er sich andere schaffen! Neue Arbeit, neue Freude!

Er hofft wieder und diese Hoffnung ist sein Ostermorgen, ist die Sonne, die er suchen wollte und die ihn unverhofft überflutet mit ihrem Reichtum.

Er nimmt den kleinen Blumenspender, der ihm in seiner kindlichen Liebe den Weg zeigte, wie er sich aus seiner tiefen Betrübnis wieder emporringen konnte, auf den Arm, drückt ihn an sich und sagt: „Die Kleinen will ich es schon lehren, nach Sonne zu gehn!"



Bunte Chronik



Eine neue Pappelart gezüchtet.

Dem bekannten japanischen Botaniker und Forscher Professor Hikamoto von der Hochschule für Botanik in Gifu in Mitteljapan ist es nach langjähriger Forschungsarbeit gelungen, eine Pappelart zu züchten, die in den ersten fünf Monaten eine durchschnittliche Höhe von 1,80 bis 2,25 Meter erreicht. Durch die erfolgversprechenden Versuche Professor Hikamotos soll es möglich sein, die bisherige Holzleistung der Pappel von rund 250 bis 280 Kilogramm pro Hektar auf über das 70fache zu steigern. Die neue Pappelart ist eine Kreuzung zwischen Zitter- und Pyramidenpappel, deren Holz besonders langfaserig und astfrei ist. Das Holz soll in der Hauptsache für Kunst- und Buchdruckpapiere zur Verwendung kommen. Außerdem kann es durch Vermischung mit Reisstrohfasern besonders reiß- und zugfest gemacht werden und somit als Preßpappe in der technischen Industrie Verwendung finden. Die Erfolge Hikamotos wurden durch ein besonderes Keimverfahren erreicht, das zuerst unter Einwirkung elektromagnetisch geladener Keimfelder und später in Verbindung mit einmal täglicher Höhensonnenbestrahlung eine Düngung erfordert, die das Geheimnis des Forschers ist. Ähnliche Versuche hat man schon vor Jahren in Amerika unternommen, sie sind aber nicht weitergekommen.



Lustige Ecke





Schmerzloses Zahnziehen.



Rätsel-Ecke



Mosaik-Aufgabe.



Die neun Mosaiktäfelchen sind textlich miteinander verbunden. Die Täfelchen sind nur in andere Reihenfolge zu bringen, damit die fortlaufende Inschrift einen Ausspruch Otto Prombers ergibt. Der Anfang ist durch großen Anfangsbuchstaben leicht zu finden.

*

Rösselsprung.

herz	wenn	lie-	kein	händ-	er-	auch
be	veil-	kein	blüht	dich	kin-	chen
dir	in	glüht	der-	dich	die	freut
das	knos-	chen	klein-	tag	ga-	und
won-	len	kei-	pet	reut	als	lee-
wenn's	und	nen	ist	ste	kein	be
füh-	ne	kannst	doch	bist	rer	dei-
ße	wannst	das	her	ot-	sten	al-
du	prom-	los	du	ler-	ner	ner
ge-	gro-	wenn	to	ei-	der	ärm-

*

Viereck-Rätsel.

Die Wörter: Oelfarbe, Obstbaum, Hannover, Cuxhaven, Birnbaum, Holstein, Primaner, Bromberg, sind in ein Viereck von 8×8 Feldern so unterzubringen, daß die von links oben nach rechts unten schräglaufende Linie einen kirchlichen Sonntagsnamen des Jahres nennt.

Auflösung des Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 82,

Waagerecht: 1. Po. — 3. Ost. — 5. Stelle. — 8. See. — 9. Ein. — 11. Er. — 12. Liter. — 13. Natter. — 14. Erz.

Senkrecht: 1. Posse. — 2. Ostern. — 4. Tee. — 6. Leiter. — 7. Eltern. — 10. Nerz.

*

Rösselsprung:

Wenn du das große Los gewannst,
Doch keine Wonnen fühlen kannst,
Wenn's knospet und das Veilchen blüht,
Wenn dir kein Herz in Liebe glüht,
Kein Kinderhändchen dich erfreut,
Dich auch die kleinste Gabe reut —
Und kein Tag leerer ist als deiner,
Bist du der Allerärmsten einer.

Otto Promber.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg